

gefunden, bei dem es vornehmlich um die aus der EKD kommende Kritik am Antirassismusprogramm und seinem Sonderfonds gegangen war.

<sup>8</sup> Siehe Neu-Delhi Ass. Doc. Nr. 24, S. 5 (hektographiert, deutsche Übersetzung). Dazu die Sätze aus dem Bericht des Generalsekretärs Dr. Potter vor dem Zentralausschuß Genf 1973: „Man kann sich wirklich fragen: Wann bedarf der Glaube in der Aktion einer theologischen Reflexion? Es wäre ein leichtes, diese Vorwürfe und Fragen mit dem Hinweis auf die große Vielfalt der Gebiete zu widerlegen, auf denen sich im Ökumenischen Rat ein theologischer Reflexionsprozeß vollzieht. . . . Folgende Tatsache bleibt jedoch bestehen: die früheren scholastischen, deduktiven Konzeptionen Europas von der Theologie wurden als Norm zwar zu Recht in Frage gestellt, doch ist es uns nicht gelungen, gleichzeitig neue Formen einer realitäts- und praxisbezogenen Theologie zu entwickeln. . . . Wir haben noch nicht die notwendige spirituelle Sensibilität entwickelt, um Formen der theologischen Reflexion, die sich weder des Wortes noch bestimmter Konzeptionen als Ausdrucksmittel bedienen, anerkennen und würdigen zu können.“ (a.a.O. S. 37 f.)

<sup>9</sup> So Landesbischof D. Claß am 28.6.1974 vor der Landessynode, siehe „Württembergisches Gespräch“, a.a.O. S. 52.

<sup>10</sup> Der Brief von Generalsekretär Dr. Potter an Landesbischof D. Claß ist abgedruckt in „Frag-WÜRDIGE Ökumene“, a.a.O. S. 90 ff.

<sup>11</sup> „Das Heil der Welt heute“, Dokumente der Weltmissionskonferenz Bangkok, herausgegeben von Philip A. Potter, Stuttgart 1973, S. 95 f.

<sup>12</sup> „Das Heil der Welt heute“, a.a.O. S. 262.

<sup>13</sup> „Das Heil der Welt heute“, a.a.O. S. 262.

<sup>14</sup> „Das Heil der Welt heute“, a.a.O. S. 187.

<sup>15</sup> „Das Heil der Welt heute“, a.a.O. S. 199.

<sup>16</sup> Das gesamte Material ist abgedruckt in „beraten und beschlossen“, Nr. 1/1975, Thema „Mission und Ökumene“, herausgegeben vom Amt für Information, 7 Stuttgart 1, Theodor-Heuss-Straße 23 (auch dort erhältlich).

## Nairobi 1975 - Konflikt unter Christen?

VON HANS PH. MEYER

Es gibt kaum einen Vorblick auf die Weltkirchenkonferenz in Nairobi, in dem nicht zu hören oder zu lesen ist, daß es auf dieser Konferenz Konflikte geben wird, deren Austragung nicht zu umgehen sein wird. Wer nicht bereits damit rechnete, der muß es aus den Äußerungen von Sachkundigen und Verantwortlichen entnehmen: Vor allem für Angehörige der sogenannten weißen Kirchen aus dem Westen wird die Vollversammlung Belastungen bringen. Der Generalsekretär des Ökumenischen Rates, Philip Potter, selbst sprach davon, daß „die westlichen Teilnehmer natürlich einer Belastungsprobe“ ausgesetzt sein würden (epd Nr. 82/1975), und der Sekretär der Fünften Vollversammlung, David Gill,

schreibt in der März-Nummer 1975 von „One World“, daß die Fünfte Vollversammlung die schwierigste werden könnte, vor allem wegen der weiten Unterschiede in fast jeder Angelegenheit im heutigen christlichen Denken. Sogar für die Gottesdienste, die Bibelarbeit und die Meditation erwartet er, daß „für viele der Prozeß traumatisch“ sein werde, weil es beunruhigend sei, auf der Seite zu stehen, die kritische Fragen zu hören bekäme. W. Simpfendörfer schließlich schreibt in einem Vorblick: „Kein Delegierter wird leichten Herzens zu dieser Vollversammlung reisen können, und keine Kirche wird dort mit selbstverständlichen Ansprüchen auftreten können. Besonders werden die weißen Kirchen einen schweren Stand haben, in denen der Widerstand gegen eine ebenso notwendige wie unaufhaltsame Entwicklung immer noch andauert: Die Entwicklung zur Gerechtigkeit und Befreiung für alle Völker in dieser Welt“ (Lutherische Monatshefte 4/1975, S. 200).

Kein Teilnehmer an der Vollversammlung aus „weißen“, „westlichen“ oder — auch so ist zu lesen — „nordatlantischen“ Kirchen wird diese Ankündigungen oder Warnungen überhören dürfen. Vermutlich wird es unter den Delegierten, die die Entwicklung des Gesprächs zwischen den Kirchen im Ökumenischen Rat in den letzten Jahren verfolgten oder miterlebten, auch kaum jemand geben, der nicht mit dem Angekündigten rechnete. Wie aber muß sich ein „weißer“, „westlicher“ Christ auf diese Auseinandersetzungen vorbereiten? Mit welchen Erwartungen und vielleicht auch Hoffnungen darf er oder muß er in die Gespräche in Nairobi hineingehen?

## I.

Christen, die aus einer weißen, westlichen Kirche kommen, werden sicher nicht erwarten, daß ihnen kritische Fragen zu dem, was im Namen ihrer Völker oder durch Angehörige ihrer Völker in der Geschichte geschah oder heute geschieht, erspart bleiben. Jeder wird sich einrichten auf kritische Fragen zum Wirken weißer, westlicher Missionen in Geschichte und Gegenwart. Jeder muß auch bereit sein, für sich und andere in seiner Kirche und in seinem Volke den Anteil an Schuld zu durchdenken, abzuwägen und seine Schuld zu bekennen.

Hier werden allerdings auch die Schwierigkeiten beginnen: Es kann sein, daß Christen, die uneingeschränkt bereit sind, *eigene* Schuld zu erkennen, zu bekennen und auch nach Kräften dazu beizutragen, sie wieder gutzumachen, sich scheuen, *andere* schuldig zu sprechen, seien es die Väter und Vorväter, seien es gegenwärtig Lebende. Und solche Scheu läßt sich doch wohl nicht einfach als theologische Ausflucht erklären. Sie kann sich auf Jesu Warnung vor dem Geist des Richtens berufen. Man wird auch nicht zu schnell behaupten dürfen, daß diese Christen es sich leicht machen wollten. Was die Väter und Vorväter anbe-

trifft, so könnte man sich gerade deshalb dagegen sträuben, sie schuldig zu sprechen, weil es leichter ist, die Sünden *anderer* zu „bekennen“ als die *eigenen*.

Um ein Mißverständnis auszuschließen: Es ist natürlich nicht zu leugnen, daß weiße, westliche Kirchen und Christen in einem Strukturzusammenhang leben, der sie teilhaben läßt an der Ungerechtigkeit der Verteilung der materiellen Güter in der Welt. Sie verstehen und akzeptieren auch weithin, daß man sie *haßbar* macht für vieles, was geschah und geschieht, und daß die Betroffenen von ihnen Hilfe zu Freiheit und Gerechtigkeit erwarten. Aber Haftung ist etwas anderes als Schuld. Und schließlich ist ja wohl unter Christen die Forderung der brüderlichen Hilfe nicht erst dann wirksam, wenn man durch sie eine Schuld wiedergutmacht. Dieser Maßstab mag in der Welt gelten und muß wohl in ihr gelten, aber unter Christen ist er nicht mehr nötig, weil sie, wenn sie Christen sind, ohne Verpflichtung zur Hilfe bereit sind.

Wer die kritischen Anfragen an weiße, westliche Kirchen seit Jahren aufmerksam und mit dem Gefühl, daß sie berechtigt sind, gehört hat, wird hier zu eigenen Fragen kommen. Die für die Vorbereitung der Konferenz Verantwortlichen sehen eine Belastungsprobe und traumatische Erlebnisse, sehen einen schweren Stand dieser weißen, westlichen Christen voraus. Diese Christen sind bereit, dem allen zu begegnen. Was soll nun aus dieser Kritik, was soll aus diesen Erlebnissen hervorgehen? Es wird doch kaum darum gehen, sie sozusagen schuldig zu „halten“ oder sie gar auf eine Rolle festzulegen, sie nicht herauszulassen aus dieser Rolle der Schuldigen, auch dann nicht, wenn sie bereit sind, ihre Pflicht anzuerkennen, den Brüdern zu Freiheit und Recht zu helfen, die danach rufen?

Noch eine weitere Frage könnte sich hier stellen: Welchen Sinn hat überhaupt die Unterscheidung zwischen weißen, westlichen und anderen Kirchen und Christen? Es gibt Christen mit schwarzer Hautfarbe, die, wenn sie von ihren Kirchen sprechen, stets sagen: die *sogenannten* „schwarzen Kirchen“. Sie weisen dadurch mit Recht darauf hin, daß Unterscheidung von Kirchen nach der Hautfarbe ihrer Glieder ihnen nicht sachgemäß erscheint. Niemand wird bestreiten, daß die weißen, westlichen Kirchen durch bestimmte Traditionen geprägt sind. Man muß auch damit rechnen, daß sie in mehr oder weniger starkem Maße in ihrer Denkweise durch ihre — d. h. auch „weiße“ und „westliche“ — Interessen bestimmt sind. Aber kann und muß man nicht auch damit rechnen, daß sie als *Kirchen* und als *Christen* durch das Evangelium im Glauben auch aus der Bindung an diese Interessen, auch aus der Überschätzung ihrer Traditionen befreit werden? Ob diese Kirchen und Christen nicht durch die Benennung auf etwas fixiert werden, was irrelevant werden muß und für nicht wenige weiße, westliche Christen irrelevant geworden ist?

## II.

Die Ankündigung von Konflikten auf der Konferenz in Nairobi wird sicher nicht nur aus dem Gesichtswinkel derer gesehen werden dürfen, die als Angehörige weißer, westlicher Kirchen dort einer „Belastungsprobe“ entgegengehen.

Vielleicht wird für die Teilnehmer in Nairobi sogar manches leichter: Sie können versuchen, auf kritische Fragen zu antworten, und für sie mögen dann neben „traumatischen Erlebnissen“ auch Erlebnisse der Gemeinschaft, der Brüderlichkeit der Christen über alle Unterschiede hinweg stehen. In der persönlichen Begegnung wird Hören und Verstehen leichter, sind auch Zorn und Bitterkeit anzunehmen, wo die Gemeinschaft in Christus erkennbar bleibt.

Aber die Teilnehmer an der Versammlung in Nairobi werden nur wenige sein. Sie sind zwar Vertreter ihrer Kirchen, und sie müssen und werden versuchen, ihre Erfahrungen zu vermitteln. Aber solche Vermittlung wird nur eingeschränkt möglich sein. Vor allem wird sie in vielem überdeckt werden durch eine andere Art der Vermittlung: die Berichte der Presse, des Rundfunks und Fernsehens. Schon die Ankündigung des Konflikts kann sich verselbständigen, so wie sich einzelne Worte, die in Nairobi gesprochen werden, verselbständigen können und ihre eigene Wirkung entfalten werden. Die Teilnehmer an der Versammlung werden es dann nicht in der Hand haben, ob diese Worte klärend, verbindend oder vielleicht auch nur verletzend und trennend wirken. In den letzten Jahren hat es Beispiele dafür gegeben, wie auf diese Weise das gegenseitige Verständnis der Kirchen im ÖRK eher behindert als gefördert wurde. Aus dem Zusammenhang gerissene Worte, ohne die Erfahrungen der persönlichen Begegnung gehört oder gelesen, können das Gegenteil von dem bewirken, was sie bewirken wollen.

Es wird viel darauf ankommen, daß Nairobi nicht nur als die Begegnung der Teilnehmer gesehen und verstanden wird, sondern auch als das Objekt der Beobachtung für die Medien, die die Welt informieren. Es genügt hier sicher nicht, das Beste zu wollen, es muß auch bedacht werden, wie das Gute in einer komplizierten Welt zum Ziel gebracht wird.

## III.

Nach den Überlegungen über das, was Teilnehmer aus sogenannten weißen, westlichen Kirchen in Nairobi *erwarten* können oder müssen, noch ein Wort zu den *Hoffnungen*, mit denen sie nach Nairobi gehen. Diese werden unterschiedlich sein, und es wird hoffentlich niemand geben, der deshalb ein Urteil über die Motive spricht, d. h. die eine oder andere Hoffnung als nicht christlich hinstellt. Vielleicht gibt es aber doch Hoffnungen, die allen Teilnehmern an der Vollver-

sammlung gemeinsam sind oder die für Christen gemeinsam sein müßten. Es gibt dafür sicherlich keine allgemeingültige Formulierung. Für weiße, westliche Christen könnte man sie aber so zu formulieren versuchen:

Es möge in Nairobi keinen Christen geben, der stolz ist auf seine Kirche, auf seine Hautfarbe, seine Rasse, sein Geschlecht oder sein Volk. Es möge aber auch niemanden geben, der sich unter kritischen Fragen und „traumatischen Erlebnissen“ wünscht, daß er *keine* Hautfarbe, keine Rasse, kein Geschlecht, keine Volkszugehörigkeit mehr habe. Kurz und einfach gesagt: Es möge in Nairobi das wahr werden, wovon der Apostel sagt, daß es schon wahr ist: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allzumal einer in Christus Jesus.“ In diesem Sinne möge die Vollversammlung radikal sein und niemanden in den Unterschieden lassen oder gar festhalten, die in Christus überwunden sind, auch wenn viele noch mit ihnen rechnen. Eine weitere Hoffnung noch könnte bei weißen, westlichen Christen vielleicht lebendig werden: Es möge in Nairobi auch keinen Unterschied geben zwischen Gerechten und Ungerechten und Schuldigen, sondern nur die Einheit in dem Bemühen um die Gerechtigkeit und die Versöhnung, die der Herr selbst vollenden wird.

## In Vorbereitung auf Nairobi

Betrachtungen eines Laien

VON BARBARA BRANDES

Im ersten Augenblick, als mir meine Berufung in die deutsche Delegation bekannt wurde, war ich ziemlich hilflos. Ich bin weder mit reicher ökumenischer Erfahrung ausgestattet noch habe ich teil an kirchlicher Machtausübung. Ich kann keine Gelder verteilen und kann auch nicht verhindern, daß sie verteilt werden. Ich gehöre nicht gerade zu denen, die ein Maximum an Information in ihrem Gehirn vereinigen. — Wer bin ich also als Delegierter? Aushängeschild für die „Basis“, ein Exemplar von Gemeinde, jenes Wesen, das die im Augenblick so wünschenswerte „Trilogie“ von Frau, jung und Nichttheologin auf sich vereinigt? Meine Erfahrungen vor Nairobi sind eher frustrierend als stärkend.

Man wird zum Objekt der Information und fühlt sich noch kleiner. Man weiß, daß die verbleibende Zeit bis zur Vollversammlung den eigenen Informa-